

Literatur als Ethnographie: Repräsentation und Präsenz der stummen Macht symbolischer Gewalt

Alkemeyer, Thomas

Veröffentlichungsversion / Published Version
Zeitschriftenartikel / journal article

Zur Verfügung gestellt in Kooperation mit / provided in cooperation with:
Verlag Barbara Budrich

Empfohlene Zitierung / Suggested Citation:

Alkemeyer, T. (2007). Literatur als Ethnographie: Repräsentation und Präsenz der stummen Macht symbolischer Gewalt. *Zeitschrift für Qualitative Forschung*, 8(1), 11-31. <https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:0168-ssoar-277785>

Nutzungsbedingungen:

Dieser Text wird unter einer CC BY-SA Lizenz (Namensnennung-Weitergabe unter gleichen Bedingungen) zur Verfügung gestellt. Nähere Auskünfte zu den CC-Lizenzen finden Sie hier: <https://creativecommons.org/licenses/by-sa/4.0/deed.de>

Terms of use:

This document is made available under a CC BY-SA Licence (Attribution-ShareAlike). For more information see: <https://creativecommons.org/licenses/by-sa/4.0>

Thomas Alkemeyer

Literatur als Ethnographie.

Repräsentation und Präsenz der stummen Macht symbolischer Gewalt

Literature as ethnography.

Representation and presence of the silent force of symbolic violence

Zusammenfassung:

Texte bilden Wirklichkeit nicht ab, sondern konstruieren sie. Auf der Basis dieser Einsicht werden literarische Darstellungen als spezifische Wirklichkeitskonstruktionen aufgefasst, die über eigene, im wissenschaftlichen Diskursuniversum vernachlässigte, ästhetische Erkenntnispotentiale verfügen. Diese Textformen können im Rahmen qualitativer Sozialforschung für das Verständnis der schweigsamen Dimensionen des Sozialen produktiv gemacht werden. Der Beitrag nähert sich den Erkenntnispotentialen von Literatur sowohl über eine historische Rekonstruktion des schwierigen Verhältnisses von Literatur und Sozialwissenschaften als auch über beispielhaft illustrierte, theoretische Überlegungen zur Wirkung literarischer Repräsentationen auf die Körperlichkeit und Sinnlichkeit der Leser¹.

Schlagnworte: symbolische Gewalt, Ethnographie, Repräsentation, Performativität, Bildung, Macht, Körper

Abstract:

Texts do not represent reality, but construct it. Based on this understanding, literary representations are seen as specific constructions of reality containing a characteristic potential of aesthetic knowledge which the world of scientific discourse tends to neglect. Qualitative social research may make productive use of this kind of text to enhance its understanding of the silent dimensions of the social sphere. The potential of knowledge inherent to literature is approached by a historical reconstruction of the difficult relations between literature and the social sciences as well as by a case-based theoretical discussion of the effects of literary representations on readers' corporeality and sensuality.

Keywords: Symbolic violence, ethnography, representation, performativity, culture, power, body

1. Einleitung

„Sozialwissenschaft machen heißt überwiegend, Texte zu produzieren“ (Wolff 1987, S. 333): Forschungserfahrungen müssen in Texte übersetzt, Ergebnisse müssen dargestellt werden; allein in Texten und nirgends sonst wird „die Beob-

achtbarkeit und praktische Objektivität sozialwissenschaftlicher Phänomene“ konstituiert (ebd.). Allerdings gibt es Milieus und Kulturen, wie z.B. Musik, Tanz oder Sport, die sich offenkundig nur begrenzt im traditionellen Medium des schriftlichen Textes beschreiben lassen (vgl. Matt 2000, S. 584). Das Problem reicht freilich noch weiter. Denn ein an diesen Kulturen geschärfter analytischer Blick macht darauf aufmerksam, dass letztlich *alle* sozialen Prozesse und Gebilde über stumme, schweigsame Dimensionen verfügen, die einer Versprachlichung Widerstände entgegensetzen (vgl. Hirschauer 2001). Das betrifft nicht zuletzt die Mechanismen einer feinmaschig das gesamte soziale Leben durchwirkenden, symbolischen Gewalt, die weitgehend ohne Sprache auskommt. Im Folgenden sollen die Möglichkeiten einer sprachlichen Artikulation dieser Gewaltform ausgelotet werden. Forschungspraktischer Hintergrund dieses Versuchs ist das im Rahmen von ethnographischen Untersuchungen zur Materialität und Körperlichkeit schulischer Bildung² auftauchende Problem, diese nicht sprachlich verfassten Seiten von Bildungspraktiken zu erheben und sowohl für die Forschenden selbst als auch für ein Publikum zur Sprache zu bringen.³

Literaturwissenschaftliche Erzähltheorien (vgl. z.B. Martinez/Scheffel 2003) und die ethnographische „writing culture“-Debatte der 1980er Jahre (vgl. Clifford/Marcus 1986) haben deutlich werden lassen, dass jeder Text eine Repräsentation des Realen ist, die das Repräsentierte erst (mit) erzeugt. Die Repräsentationsarbeit formt aus einer strukturell offenen Realität eine ‚stimmige‘ Wirklichkeit und verleiht dem Repräsentierten so eine (wieder-) erkennbare soziale Gestalt.⁴ Verschiedene Erzähltypen und -verfahren bedingen die Erzeugung eigener sozialer Welten (vgl. Goodman 1995), die auch ihre Leser auf je besondere Weise konstruieren, beeinflussen und einbeziehen. In der Folge der *linguistischen Wende* (Rorty 1967) in den Geistes- und Sozialwissenschaften ist darüber hinaus auf die prinzipielle Unmöglichkeit hingewiesen worden, die gelebten Erfahrungen der Forschenden direkt einzufangen. Denn auch diese Erfahrungen werden, so wird argumentiert, durch jene Texte geformt und produziert, die die Forschenden im expliziten oder impliziten Rückgriff auf narrative Schemata verfassen (vgl. Flick 2005, S. 53ff., 345ff.).

Aufgrund dieser „Krise der ethnographischen Repräsentation“ (Berg/Fuchs 1993; vgl. auch Huber 2001) können mithin auch ethnographische Texte nicht länger als bloße *Dokumentationen* bzw. neutrale Berichte aufgefasst, sondern müssen als – mehr oder weniger theoretisch basierte – Formate der Wirklichkeits*konstruktion* begriffen werden. Der Unterschied zwischen einer sozialwissenschaftlichen Untersuchung und z.B. einem Roman besteht in dieser Perspektive also *nicht* darin, dass in dem einen Fall ein objektives Abbild geschaffen wird, im anderen jedoch eine realitätsferne fiktionale Deutung. Auch Sozialwissenschaftler produzieren Interpretationen, sogar solche zweiter und dritter Ordnung. Fiktion im ursprünglichen Sinne von ‚etwas Gemachtem‘, ‚etwas Hergestelltem‘ – und nicht von etwas Falschem, bloß Ausgedachtem – ist die eine Darstellung ebenso wie die andere (vgl. Geertz 1994, S. 23). Kein Wissenschaftler kann heute – nach *linguistic turn* und der Krise eines naiven ethnographischen Naturalismus – mehr den Anspruch erheben, etwas so darstellen zu wollen, ‚wie es wirklich ist‘. Wissenschaftliche wie literarische Wirklichkeitsdarstellungen sind *narrativ modelliert*; in beiden Fällen wird ein kulturelles Wissen schreibend *fabriziert*⁵, allerdings ein je besonderes Wissen, erzeugt auf der Grundlage unterschiedlicher Konventionen mit ihren besonderen Realitäts- und Machteffekten.

Im Anschluss an diese Erkenntnis soll im Folgenden plausibel gemacht werden, dass die spezifischen Wirklichkeitskonstruktionen literarischer Repräsentationen über eigene, im wissenschaftlichen Diskursuniversum vernachlässigte, *ästhetische* Erkenntnispotentiale verfügen, die, so die These, im Rahmen qualitativer Forschungen⁶ zum Verständnis des Sozialen beitragen können. Im Mittelpunkt meiner Überlegungen steht mithin das Schreiben im Kontext dieses Forschungsparadigmas.

Dabei führe ich das Thema auf spezifische Weise eng: Mir geht es in diesem Beitrag nicht um die für die Selbstreflexion der Sozial- und Kulturwissenschaften zentrale Frage der ‚Macht des Schreibens‘ in ihrer gesamten Bandbreite. In Anbetracht des den vorliegenden Beitrag motivierenden Forschungsproblems sowie des Themenschwerpunktes dieses Heftes konzentriere ich mich allein auf die Frage nach dem möglichen Beitrag literarischer Darstellungsformen zu einer gleichsam erlebnisgesättigten, mimetischen Erkenntnis des Wirkens symbolischer Gewalt.⁷ Im Mittelpunkt stehen mithin die kommunikativen, rhetorischen Dimensionen, aus denen ein Text seine ästhetisch-affektive Präsenz, seine Überzeugungskraft und seinen Erkenntniswert für ein (angenommenes) Publikum erlangt.⁸

Diese Annäherung an den möglichen Beitrag literarischer Darstellungsformen zum Verständnis symbolischer Gewalt erfolgt in fünf Schritten: In einem ersten, begriffsklärenden Teil werden die Dimensionen und Mechanismen symbolischer Gewalt ausgeleuchtet. Der zweite Abschnitt thematisiert deren Unaussprechlichkeit. Im dritten Teil wird das schwierige, von Verwandtschaften und Konkurrenz geprägte Verhältnis von Literatur und Sozialwissenschaft in einer historischen Perspektive betrachtet. In den beiden letzten Abschnitten schließlich treten die Erkenntnispotentiale literarischer Darstellungen ins Rampenlicht.

2. Dimensionen und Mechanismen symbolischer Gewalt

Das Konzept der symbolischen Gewalt ist maßgeblich von Pierre Bourdieu ausgearbeitet worden. Die für dieses Konzept grundlegende Frage ist bereits von Marx gestellt, von diesem jedoch nicht beantwortet worden (vgl. Steinrück 1988). Sie lautet: Wie kann es sein, dass bestehende Ordnungen mit ihren Herrschaftsverhältnissen, ihren Privilegien und Ungerechtigkeiten so leicht perpetuiert werden, ja dass selbst unerträgliche Existenzbedingungen von ihren Subjekten nicht nur akzeptiert, sondern sogar aktiv getragen werden? „Das Problem“, schreibt Bourdieu (2001, S. 229), „besteht nämlich gerade darin, daß die bestehende Ordnung im wesentlichen kein Problem darstellt“.

In der Auseinandersetzung mit diesem Problem wendet sich Bourdieu jedoch von verkürzten marxistischen Erklärungsversuchen ab: Er erklärt das stillschweigende Einverständnis der Beherrschten mit der herrschenden Ordnung weder allein mit offener Gewalt oder staatlicher Repression, noch als Wirkung eines ideologisch verzerrten, falschen Bewusstseins, sondern als Ergebnis von ‚Einverleibungspraktiken‘, die zu einem Konformismus mit der sozialen Welt führen: zur Erfahrung der Welt als *common sense* (vgl. Mauger 2005).

Die den Praktiken des Alltags oder etwa auch den heimlichen Lehrplänen der Bildungsinstitutionen inhärente symbolische Gewalt wirkt sanft: es ist eine *kaschierte Gewalt*. Ihre *Anerkennung* setzt ihre *Verkennung* als Gewalt voraus. Sie funktioniert nur, wenn die Beherrschten in ihr etwas sehen, was nun einmal in der Ordnung der Dinge liegt. Diese Verkennung beruht im Wesentlichen darauf, dass die kognitiven Strukturen zur Wahrnehmung und Beurteilung der sozialen Welt „nicht Formen des Bewusstseins (sind), sondern Dispositionen des Körpers“ (Bourdieu 2001, S. 225). „Wenn ich allmählich dahin gelangt bin“, schreibt Bourdieu,

„das Wort ‚Ideologie‘ aus meinem Wortschatz zu verbannen, so (...) vor allem, weil es an den Bereich der Ideen und der Einwirkung von Ideen auf Ideen denken läßt und einen der stärksten Mechanismen zur Aufrechterhaltung der symbolischen Ordnung in Vergessenheit bringt, die doppelte Naturalisierung nämlich, die daraus hervorgeht, daß das Soziale sich den Dingen und den Körpern (...) einprägt.“ (ebd., S. 223f.)

Symbolische Gewalt ist darauf angewiesen, einen Resonanzboden in ihren Adressaten zu finden: Sie muss Saiten in den kognitiven, affektiven und motorischen Tiefenschichten der Subjekte zum Mitklingen bringen, so dass sich diese – um im Bild zu bleiben – mehr oder minder begeistert in den vorgegebenen Rhythmus einschwingen:

„Die symbolische Kraft ist eine Form von Macht, die jenseits allen physischen Zwangs unmittelbar und wie durch Magie auf die Körper ausgeübt wird. Wirkung aber erzielt diese Magie nur, wenn sie sich auf Dispositionen stützt, die wie Triebfedern⁹ in die Tiefe der Körper eingelassen sind. Und da sie diese Dispositionen nur auszulösen braucht, die eine zielgerichtete Einprägungs- und Inkorporierungsarbeit in denjenigen angelegt hat, die infolgedessen für sie empfänglich sind, kann sie auch wie ein *Auslöser* mit einem äußerst geringen Energieaufwand operieren“.¹⁰ (Bourdieu 2005, S. 71; Hervorhebung im Original)

Ein Musterbeispiel dafür sind pädagogische Praktiken, in deren Vollzug die Akteure unter eigener Mitwirkung eine „kulturelle Willkür“ inkorporieren und in subjektive Konstruktionen umwandeln.¹¹ Es zeigt zugleich, dass sich symbolische Gewalt keineswegs nur im Medium der Sprache entfaltet, sondern auch, wenn nicht gar vorrangig, über Gesten und Dinge, wie architektonische Räume und deren stumme Gebote.¹² Sie macht sich in den Bildern der Massenmedien ebenso bemerkbar wie in Kleidungsstücken, Körperhaltungen und winzigen mimischen Äußerungen: mitunter reicht ein leichtes Heben der Augenbrauen oder ein kaum merkliches Verziehen der Mundwinkel aus, um das Gegenüber erstarren zu lassen (vgl. Peter 2004, S. 67). ‚Körpersprachlich‘ weisen so z.B. Lehrer den Wortbeiträgen der Schüler unterschiedliche Gewichtungen zu. Mit – vor allem im Referendariat antrainierten¹³ – phonologischen, semantischen und gestischen Mitteln üben sie eine implizite Zensur aus, die Erwünschtes verstärkt und Unerwünschtes entwertet.

Symbolische Gewalt ist jedoch nicht nur in institutionalisierten Hierarchien – wie zwischen Lehrern und Schülern – wirksam, sondern auch in den Interaktionen Gleichrangiger, beispielsweise in den Demütigungen und Degradierungen durch Mitschüler (vgl. Oswald 2004). Solche Machttechniken lassen soziale Rangordnungen spüren; sie rufen Gefühle der Über- oder Unterlegenheit hervor, die, wie wir aus eigenen Schulbeobachtungen wissen, oft die Form körperlicher Empfindungen annehmen (vgl. Alkemeyer 2006): Finger verknoten sich nervös, Füße wippen unruhig, Gesichter erröten schamvoll. Merkmale der sozia-

len Position werden so zu „Merkmalen der Person umdeklariert“ (Mauger 2005, S. 219). Symbolische Gewalt führt dann zu Selbstabwertungen, ja Selbstentwürdigungen, die sich in der Selbstwahrnehmung als Unterlegenheits- und Minderwertigkeitsgefühle äußern. Diese machen die Schüler zu Komplizen der eigenen Unterordnung:¹⁴ „Unterlegenheit“ ist, so Sighard Neckel (2000, S. 190) in einem Essay zur sozialen Konstruktion von Ungleichheitssymboliken, „negative Selbsteinordnung“. Sie kann insbesondere bei jenen, die ihr Leben aus Erfahrungen der Prekarität oder drohender Marginalisierung heraus führen müssen, zu Selbstrestriktionen im Sinne der Beschränkung eigener Interessen und Ambitionen führen und fördert so den Hang zu Konformität, Regeltreue oder gar Unterwürfigkeit (vgl. ebd., S. 196f.). Die objektive Unsicherheit bewirkt dann eine allgemeine subjektive Unsicherheit (vgl. Bourdieu 1997b).

3. Die Unaussprechlichkeit symbolischer Gewalt

Die symbolische Gewalt von Gesten, Haltungen oder räumlichen Ordnungen bewirkt Ein- und Ausschlüsse, Auf- und Abwertungen diesseits des Bewusstseins ihrer ‚Adressaten‘. Ihre Mechanismen sind diesen deshalb reflexiv nur sehr schwer zugänglich und können von ihnen kaum verbalisiert werden. In ihrer Erforschung stoßen die etablierten Instrumente der sozialwissenschaftlichen Forschung wie Interviews an Grenzen.

Generell tun sich die Sozialwissenschaften schwer mit den schweigsamen Dimensionen des Sozialen. Sie verfügen weder über ein ausgereiftes Instrumentarium ihrer Analyse, noch über adäquate Mittel ihrer Darstellung. Weil sie selbst wesentlich Diskurs sind, haben sie eine starke Affinität zu den sprachlichen Seiten der sozialen Welt, „fremdeln jedoch“, so Hirschauer (2001, S. 7), allem „gegenüber (...), was sich als stummer Prozess vollzieht: wortlos, unartikuliert, analphabetisch.“

Meine These nun ist, dass die Sozialwissenschaften dem von Hirschauer formulierten Problem, „etwas zur Sprache zu bringen, das vorher nicht Sprache war“ (ebd., S. 6), ein wenig besser zu Leibe zu rücken vermögen, wenn sie sich gegenüber literarischen Darstellungsformen öffnen und ihre – selber historisch und soziologisch zu erklärenden – Berührungspunkte gegenüber Kunst und Literatur ablegen. Literatur interessiert mich hier also weniger als Quelle oder bloße Illustration für anderweitig gewonnene Forschungsergebnisse, sondern durchaus in ihren *eigenen* analytischen Dimensionen, ihren spezifisch *erkenntnistheoretischen* Potentialen und *ästhetisch affektiven* Eigenschaften, die sich im Prozess der Differenzierung der Kunst zu einem relativ autonomen sozialen Feld entwickelt haben.¹⁵ Literarische Form, Stil und Rhetorik sind in dieser Perspektive nicht nur beiläufiges Zierwerk, sondern Bestandteil des Inhalts selbst. Denn der Sinn eines Textes existiert nicht unabhängig von seiner Lektüre; er konstituiert sich zwischen Leser und Text. Ob überhaupt ein Sinn entsteht und wie dieser beschaffen ist, hängt davon ab, ob und wie sich der Leser vom Text angesprochen fühlt, ob und wie er ‚berührt‘ wird.¹⁶ Allerdings nehme ich die Eigenheiten literarischen Schreibens hier vornehmlich – und diese funktionale Perspektive mag insbesondere Literaturwissenschaftler irritieren – als

Instrument wissenschaftlichen ‚Landgewinns‘ in den Blick: Im Zentrum steht die Frage nach der möglichen Bedeutung literarischer Erzählformen und -verfahren für die Formulierung, Vermittlung und Kommunikation von Erkenntnis und Wissen im Rahmen sozialwissenschaftlicher Forschung.

4. Literatur und Sozialwissenschaft

In historischer Perspektive käme eine Öffnung der Sozialwissenschaften gegenüber der Literatur einer Entdifferenzierung gleich. Denn historisch waren sich Literatur und Wissenschaft keineswegs immer so fern, wie es sich heute überwiegend darstellt. Die im 19. Jahrhundert sich formierenden Wissenschaften zur ‚schonungslosen Erforschung des Realen‘ verdanken sich sowohl ihrer Verschränkung mit als auch ihrer Abgrenzung von der Literatur. Am Ende des 18. Jahrhunderts jedenfalls ist „eine scharfe Trennung der Produktionsweisen literarischer und wissenschaftlicher Werke“ überhaupt noch nicht möglich, wie Wolf Lepenies (2002, S. 11) in seinem Buch über „Die drei Kulturen“ schreibt. Und noch Mitte des 19. Jahrhunderts können die Sozialwissenschaften kaum mit den analytischen Einsichten von Romanciers konkurrieren. So bemerken etwa Marx und Engels, „von Balzac mehr gelernt zu haben als von professionellen Ökonomen und Historikern“ (ebd., S. VI).

Das Ideal soziologischer wie ‚realistischer‘ – und auf diese werde ich mich hier beschränken – literarischer Monographien des 19. Jahrhunderts ist die exakte Beschreibung an Stelle „einer vorzeitigen Systematisierung“ (ebd., S. VII).¹⁷ Ausdrücklich hielt z.B. Gustave Flaubert sein Werk „für die bessere Gesellschaftswissenschaft“ (ebd., S. VIII). „Der Künstler“, schrieb er 1853, „muss alles erheben; er ist wie eine Pumpe, er hat in sich ein großes Rohr, das bis zu den Eingeweiden der Dinge hinabreicht, bis in die tiefen Schichten. Er saugt empor und lässt in riesigen Strahlen ins Sonnenlicht aufsteigen, was flach unter der Erde verborgen war und was man nicht sah“ (Flaubert 1977, S. 268; zitiert nach Kuzmics/Mozetič 2003, S. 10): die künstlerische Intuition als eine forschende Haltung, die es gestattet, der Wirklichkeit verborgene ‚Daten‘ zu entlocken; realistische Kunst als Wirklichkeitsgestaltung, die dem Alltäglichen und Partikularen eine unsichtbare allgemeine Signifikanz zuschreibt.

In Emile Zolas Theorie des experimentellen Romans erfährt dieses Selbstverständnis der Literatur als praktische Soziologie eine weitere Steigerung (vgl. Lepenies 2002, S. VIII). So schreibt Henri Mitterand über Zola:

„Zola gehört einer Künstlergeneration an, die fähig ist, die augenblickliche Erscheinung in ihrer Vergänglichkeit wahrzunehmen und auf der Leinwand oder im Text festzuhalten. Er ist in die Schule der Maler gegangen und nicht irgendwelcher Maler. Er hat im Atelier Manets seine Lehre absolviert. Dort hat er gelernt, an jedem Ort, in jedem Moment und in allen Dingen die sinngebenden Merkmale zu erfassen: eine Geste, einen Blick, eine Falte der Kleidung, eine Haltung, einen Gegenstand, (...) eine Regung im Gesichtsausdruck (...) Die Intensität und Sensibilität dieser Beobachtungen finden unter Soziologen seiner Zeit nicht ihresgleichen. Offensichtlich fehlt diesen die beinahe professionelle Komplizenschaft mit den Malern (...) Allein der Romanschriftsteller mit seinem Sinn für das Erlebte, für die Situation, für die symptomatische Episode und für den Dialog ist imstande, Verhaltensmerkmale, typische Gesten, Unterhaltungsfetzen, Antworten, Kom-

munikationen zu entdecken, aufzufangen und wiederzugeben, die schon allein eine Mentalität kennzeichnen, Teil eines gesellschaftlichen Rituals sind und eine Situation dramatisieren. Da er gewissermaßen der Szene vorgreift, registriert er die Gebräuche und Umgangsformen lebenswahrer und kraftvoller, als es ein mit dem erzählenden oder dramatischen Schaffen nicht vertrauter Beobachter könnte“ (Mitterand 1990, S. 22; zitiert nach Kuzmics/Mozetič 2003, S. 11, Fn. 5).

Unter den Blicken des achtsamen wie geschulten Literaten-Beobachters verwandelt sich das scheinbar Bedeutungslose – die Falte der Kleidung, die Regung des Gesichts – „zu einer entzifferbaren Schrift“ (Weigel 2004, S. 17). Wie die im selben Zeitraum entstehenden Bildwissenschaften oder die Psychoanalyse betreiben die ‚großen‘ realistischen Romanciers der Zeit eine aufs Detail sich stützende Hermeneutik des Sozialen. Möglichst exakt sollen die Nuancen des Wirklichen beschrieben werden, um die darin verborgenen Bedeutungen ins Scheinwerferlicht der Erkenntnis zu rücken. Ähnlich wie bei einer fotografischen Vergrößerung rückt das Beiwerk in ein vergrößertes Blickfeld. Accessoires, räumliches Dekor, Kleidung und Gesten werden als Hinweise auf Verschwiegene oder als Teile eines vorzustellenden Ganzen entziffert: einer kollektiven Mentalität, eines Rituals oder einer sozialen Situation.¹⁸

Es ist mithin ein besonderer Blick, den Romanciers wie Wissenschaftler im 19. Jahrhundert auf die Wirklichkeit richten, eine Optik, die von der Geschichte technischer Medien nicht zu trennen ist. Wie der Blick durch die Lupe, das Mikroskop oder die Linse des Fotoapparates ist dieser Blick ein paradoxer „weitsichtiger Blick aufs Detail“ (Weigel 2004, S. 23): ein Blick, in dem Fokussierung und Übersicht zusammenspielen, ein Blick, der sich zwar aufs Detail konzentriert, aber darin zugleich größere Zusammenhänge oder verborgene Tiefenstrukturen erkennt. Dieser Blick unterläuft traditionelle Entgegensetzungen von außen und innen, von universell und partikular, von allgemein und besonders. Er gehört zu einer Kunst der Beobachtung, die in einer Kunst der Darstellung ihr adäquates Korrelat finden muss, wie z.B. in einem Essayismus, der das Sein – man denke an Georg Simmel – punktuell erhellt und von jedem, scheinbar noch so banalen Oberflächenphänomen aus die ‚Tiefenstrukturen‘ des Ganzen erschließt (vgl. auch Bude 2000, S. 575).

Wo sich Erkenntnisinteressen überschneiden, entstehen Deutungskonkurrenzen. In dem von Autoren wie Flaubert verkörperten Typs ‚realistischer‘ Literatur erwuchs der jungen Disziplin der Soziologie ein bedrohlicher Rivale, der „ihre disziplinäre Identität im Kern gefährdet(e)“ (Lepenies 2002, S. VIII). In der Konkurrenz mit der Literatur wie im Kampf um akademische Reputation nahmen die Sozialwissenschaften – insbesondere in Frankreich – zunehmend Zuflucht in der Nachahmung der Naturwissenschaften. Damit setzte bereits recht früh „ein innerdisziplinärer Reinigungsprozeß ein“: die Soziologie distanzierte sich von ihren eigenen „literaturnahen Frühformen“ (ebd., S. VIII f.).¹⁹ Überlappungen blieben zwar erhalten und wurden in einigen sozialwissenschaftlichen Strömungen auch bewusst gepflegt, in der Tendenz aber klärten sich die Fronten: eine am einheitswissenschaftlichen Paradigma der Naturwissenschaften sich orientierende Soziologie suchte die Strukturen, funktionalen Zusammenhänge und Bewegungsgesetze der modernen Industriegesellschaften objektiv, d.h. von subjektiven Beimischungen möglichst gereinigt, modelltheoretisch, experimentell oder nach Maß und Zahl zu erfassen; die Literatur übernahm demgegenüber die Zuständigkeit für die subjektive ‚Gefühlskultur‘ und beanspruchte, mit ihren Intuitionen tiefer ins ‚Reale‘ einzudringen und dessen

Kräfte besser zu erfassen als die Soziologie mit ihrer objektivistischen Methodik und ihren formalisierten Ergebnisdarstellungen.²⁰ (vgl. Lepenies 2002, S. XVI f.)

Angriffe der Literaten-Intelligenz gegen die Soziologie als „Disziplin kalter Vernunft“ (ebd., S. XVI) erfolgten in vielen Fällen aus einem anti-aufklärerischen Geist heraus. Sie waren überall dort erfolgreich, wo das soziologische Denken, „überwältigt und hingerissen von den Möglichkeiten der Ratio und verbohrt im Wunsch, die Naturwissenschaften zu imitieren“, die Gefühle tatsächlich vertrieb und die Vernunft nicht nur als ein Mittel der Erkenntnis betrachtete, sondern zu einer Weltanschauung, ja einem Religionsersatz erhob (vgl. ebd., S. XVII). Zumindest in ihren hegemonialen Kernbereichen tendierte die um den Nachweis disziplinärer Eigenständigkeit sich mühende Soziologie seither in der Tat dazu, alles auszublenden, was sich dem rationalen, logozentrischen Erkennen sperrt und sprachlich nur schwer zu artikulieren ist: Gefühle, Leidenschaften, die praktische Intelligenz des Körpers, das Erleben der Akteure. Abgetrennt und entlastet von den Notwendigkeiten der alltäglichen Praxis behandelt sie die Menschen nach wie vor primär als körperlose Geisteswesen.²¹ Deren Handlungen werden überwiegend „auf der Ebene der Abstraktion betrachtet, als Normen, Regeln, Gesetze, Erwartungen, Rollen, rationale Kalküle“ (Krais/Gebauer 2002, S. 74). Die Körperlichkeit der Praktiken, ihre unscharfe praktische Logik und ihre emotionalen Grundierungen sind aus diesen theoretischen Zugängen zum Sozialen weitgehend vertrieben.

5. Zum erkenntnistheoretischen Potential literarischer Darstellungen

Angesichts der anti-aufklärerischen Tönung vieler Angriffe auf die ‚kalte Vernunft‘ soziologischen Denkens war diese Konzentration auf die Ebene der Abstraktion durchaus verständlich. Sie führte jedoch auch zu blinden Flecken und Verkürzungen, die z.B. einen Robert Musil der Literatur sich haben zuwenden lassen. Ausdrücklich hat Musil seine Hinwendung zur Literatur mit einem Erkenntnisinteresse begründet, das die akademische Wissenschaft nicht befriedigen könne. Im Unterschied zu dieser sei Literatur, so Musil, in der Lage, das „Nicht-Ratioide“, d.h. alles, was sich nicht exakt berechnen oder eindeutig formulieren lässt, zur Sprache zu bringen und einen lebendigen Eindruck der empirischen Fülle des Lebens zu vermitteln (vgl. Kuzmics/Mozetič 2003, S. 18). „Die dichterische Sprache“, schreibt entsprechend Georg Lukacs (1963, 2. Halbband, S. 190 f.), „rechtfertigt sich im System der Bedürfnisse der Menschheit nicht durch ihre Schönheit, sondern dadurch, dass sie sonst Unausprechliches in einer Eindeutigkeit besonderer Art auszusprechen imstande ist.“

Der rationalen, logozentrischen Erkenntnis wird in diesen Formulierungen eine andere, ästhetische Form des Erkennens gegenübergestellt, die weniger auf argumentatives Herleiten und Belegen angelegt ist, als auf ein nachfühlendes, empfindendes Verstehen (vgl. auch Huber 2001). Kriterium für den literarisch-ästhetischen Erkenntniswert ist in dieser Sicht nicht, ob ein Geschehen möglichst genau abgebildet und aus seinem Funktionszusammenhang heraus erklärt wird, sondern ob es gelingt, in der literarischen Darstellung typische Züge,

Handlungsdynamiken und Erlebensweisen des Realen plastisch hervortreten und sinnlich fassbar werden zu lassen.

In seiner Untersuchung über die „Regeln der Kunst“ hat auch Pierre Bourdieu am Beispiel von Flauberts *L'Education sentimentale* (1869) über den spezifisch ästhetischen Weltbezug und die affektiven Wirkungen von Literatur reflektiert. Ihn interessiert hier u.a. die induzierende, evokative Kraft bestimmter Worte, die Realitäts- bzw. Glaubenseffekte bewirkt, indem sie das Dargestellte fühlbar macht:

„Tatsächlich reproduziert die *Erziehung des Herzens* auf außerordentlich exakte Weise die Struktur der sozialen Welt, in der dieses Werk produziert wurde, ja sogar die mentalen Strukturen, die durch jene sozialen Strukturen geformt, das Erzeugungsprinzip des Werks darstellen. Aber das bewirkt es mit den ihm eigenen Mitteln, das heißt, indem es *sehen* und *empfinden* läßt, in *Exemplifizierungen* oder, besser, in *Evokationen* im Sinne von Beschwörungen, die – insbesondere auf den Körper – Wirkungen hervorrufen können durch die ‚beschwörende Magie‘ von Worten, die ‚zur Sensibilität zu sprechen‘ und einen Glauben und eine imaginäre Teilhabe zu erwirken vermögen *analog* jenen, die wir gewöhnlich der realen Welt zubilligen.“ (Bourdieu 1999, S. 66; Hervorhebungen im Original)

Eine Besonderheit *literarischer* Modellierungen der sozialen Welt liegt also nach Bourdieu darin, dass sie in ihren pragmatischen Dimensionen die Körperlichkeit der Leser berühren und organisieren. Allerdings geht es Bourdieu im Kontext seiner Analyse des literarischen Feldes primär darum, der Literatur ihre ‚beschwörende Magie‘ durch eine soziologische Lektüre gleichsam zu entwenden und die von der literarischen Formgebung selbst verschleierte sozialen Bedingungen offen zu legen, die es überhaupt erst ermöglichen, dass bestimmte Leser in ihren körperlich-affektiven ‚Tiefenschichten‘ vom literarischen Ausdruck berührt und in die fiktionale Welt eines Romans buchstäblich hineingezogen werden. Für Bourdieu ist nicht nur der literarische Kosmos eine spezifische Artikulations- und Zustandsform des Sozialen, sondern auch der immer schon vergesellschaftete menschliche Körper mit seinen Affekten und Geschmackspräferenzen, seinen Handlungs- und Ausdrucksmöglichkeiten. Zu einer *affecutio*, einem Zusammenklang von Berühren und Berührt-Werden, kommt es in Bourdieus Perspektive dann, wenn eine Seite Anknüpfungsstellen in der anderen findet. Stimmen beide Seiten – literarische Welt und Habitus des Lesers – harmonisch zusammen, entsteht eine affektive Beziehung nahezu „magischer Teilhabe“ (Bourdieu 2001, S. 193), ein geheimes Einverständnis. Die durch die literarische „Arbeit an den induzierenden Wörtern“ (Bourdieu 1999, S. 20) hervorgerufenen, sinnlich wahrnehmbaren Übertragungen erwirken dann eine spezifische, nämlich körperlich-affektive Form des Glaubens an die Realität der literarischen Konstruktion: eine *illusio*, die auf dem Zusammenklang zwischen den im literarischen Text „eingesetzten Vorannahmen und jenen [beruht], die wir in der Alltagserfahrung der Welt einsetzen“ (ebd., S. 66, Fn. 126).

D.h., Bourdieu macht darauf aufmerksam, dass vom literarischen Werk selbst eine symbolische Gewalt ausgehen kann, die die soziologische Lektüre bricht, indem sie deren Mechanismen offen legt. Dennoch misst er (Bourdieu 1999, S. 66) insbesondere dem ‚realistischen‘ literarischen Werk Flauberts das Potential zu, „manchmal mehr über die soziale Welt“ aussagen zu können „als so manche vorgeblich wissenschaftliche Schrift“. In Fortführung dieses Gedankens kann man das spezifische Erkenntnispotential von Literatur u.a. darin sehen, in das Prinzip der *illusio* und damit die Mechanismen symbolischer Gewalt

dadurch gleichsam einzuführen, dass diese Mechanismen im Medium der Literatur nicht nur rational zugänglich gemacht, sondern auch in actu verwirklicht bzw. exemplifiziert werden.²² Indem literarische Darstellungen symbolische Gewalt im Medium ‚magischer‘ Wirkungen auf den Körper selbst zeigen, erlangen sie die gleiche Faktizität, Tiefenschärfe und sinnliche Präsenz wie das Gezeigte. Ethnografisch kann Literatur also nicht nur in dem Sinne sein, dass sie vorgängige soziale Welten repräsentiert, sondern die impliziten prozessualen Logiken von deren (Re-) Produktion auch performativ präsentiert.²³

Eine *ästhetische* Erkenntnis der stummen Mechanismen symbolischer Gewalt befördern literarische Darstellungen z.B. dann, wenn sie den Leser durch die Intensität des Erzählens *nachspüren* lassen, in welcher Weise Architekturen, Dinge oder das Verhalten einer Person die Stimmungen, Gedanken, Gefühle und Selbstwahrnehmungen einer anderen zu beeinflussen vermögen. Die Stärke literarischer Darstellungen liegt in dieser Sicht darin, die unaussprechlichen Unterschwelligkeiten symbolischer Gewalt *präsent* zu machen und gewahr werden zu lassen, wie sich abschätzige Gesten, Blicke oder Scherze physisch anfühlen, wie sie die Vorstellungen und das Erleben buchstäblich penetrieren. Literatur kann (nach-) empfinden lassen, wie auf den Körper als Machtressource zurückgegriffen wird und womöglich sogar eine Lust an der eigenen Unterwerfung entsteht.

Ein häufig zitiertes Beispiel dafür ist Heinrich Manns ‚negativer‘ Bildungsroman *Der Untertan*. Sein Held, Dietrich Heßling, ist ein Mensch „mit schweren Schamängsten“ und tiefen Gefühlen der Unterlegenheit und Minderwertigkeit, die jedoch sehr schnell in ihr Gegenteil umschlagen können. Heßlings Furcht vor sozial höhergestellten Personen und Autoritäten wird durch Hingabe ‚nach oben‘ kompensiert; ihr korrespondieren Grausamkeit und Geringschätzung ‚nach unten‘ (vgl. Kuzmics/Mozetič 2002, S. 149 und 155). Die Stärken einer literarischen Darstellung dieser ambivalenten Autoritätsbeziehungen Heßlings sollen im Folgenden an zwei Passagen verdeutlicht werden. Die erste betrifft Heßlings Beziehung zu seinem Vorbild und Gönner, dem ‚Neuteutonen‘ Wiebel, einem mit Feudalstimme näselnden Juristen mit (angeblich) familiärer Beziehung zum Offiziersadel:²⁴

„Alles an Wiebel dünkte ihm erlesen: dass die rötlichen Barthaare ganz oben auf der Lippe wuchsen und seine langen, gekrümmten Nägel nach unten gekrümmt, nicht, wie bei Dietrich, nach oben; der starke männliche Duft, der von Wiebel ausging, auch seine abstehenden Ohren, die die Wirkung des durchgezogenen Scheitels erhöhten, und die katerhaft in Schläfenwülste gebetteten Augen. Dietrich hatte das alles immer wieder nur im unbedingten Gefühl des eigenen Unwertes mitangesehen. Seit aber Wiebel ihn anredete und sich sogar zu seinem Gönner machte, war es Dietrich, als sei ihm erst jetzt das Recht auf Dasein bestätigt. Er hatte Lust, dankbar zu wedeln. Sein Herz weitete sich vor glücklicher Bewunderung“ (Mann 1914, S. 25).

Die Darstellung lässt förmlich spüren, dass und wie das distinktive Imponiergebaren des Mächtigeren mit der Ergebenheit des Schwächeren harmonisch zusammenspringt, „fast so“, schreiben Kuzmics und Mozetič in ihrer Studie über „Literatur als Soziologie“ (2002, S. 153), „wie sich Atome verschiedener Elemente zu einem Molekül mit eigener Struktur verbinden.“

Die zweite Passage schildert ein Zusammentreffen Heßlings mit dem Honoratioren Buck. Buck gehört der städtischen Elite an und nimmt als 1848-Liberaler eine dem kaisertreuen Heßling geradezu entgegengesetzte Position im politischen Raum ein. Er begrüßt Dietrich, der, ausgestattet mit einem frisch erwor-

benen Dokortitel, aus Berlin in sein Heimatdorf Netzig zurückgekehrt ist, warm:

„Mein lieber Heßling! Ich habe Sie erwartet, man hat mir Ihre Ankunft berichtet, mein Herr Doktor.“ Sofort hatte Dietrich Tränen in den Augen und stammelte: „Sie sind zu gütig, Herr Buck. Natürlich habe ich zuerst Ihnen, Herr Buck, meine Aufwartung machen wollen und Ihnen versichern, dass ich immer ganz – dass ich immer ganz – zu Ihren Diensten stehe“, schloß er, freudig wie ein guter Schüler. Der alte Buck hielt ihn noch fest mit seiner Hand, die warm und dennoch leicht und weich war.“ (Mann 1914, S. 87).

Während des gesamten Gesprächs nimmt Heßling spontan die Haltung eines braven Schülers ein, der sich der Autorität des Älteren freiwillig unterwirft und sich sogar politisch zu dem bekennt, was sein Gegenüber erwartet: „Dietrich beteuerte: „Ich bin selbstverständlich durchaus liberal“ (ebd.). Erst draußen auf der Straße, außerhalb der Räume des Gastgebers, wird ihm seine ‚charakterliche‘ Unterlegenheit bewusst: er reagiert trotzig und legt sich „energische Antworten zurecht, für das nächste Mal. ‚Das Ganze war eine Falle! Er hat mich einfangen und unschädlich machen wollen (...) Aber er soll sehen!‘ Dietrich ballte die Faust in der Tasche (...) ‚Vorläufig muss man sich noch mit ihm verhalten, aber wehe, wenn ich der Stärkere bin.“ (ebd., S. 91).

Nur in der Gruppe kann Heßling seine Unterlegenheits- in Überlegenheitsgefühle verwandeln. Die studentische Korporation ist für ihn ein körperlich spürbares Ersatz-Ich:

„... er fühlte sich wohlig geborgen in dem Halbdunkel des niedrigen altdeutschen Lokals, mit den Mützen an der Wand, angesichts des Kranzes geöffneter Münder, die alle dasselbe tranken und sangen, bei dem Geruch des Bieres und der Körper, die es in der Wärme wieder ausschwitzen. Ihm war (...) als schwitze er mit ihnen allen aus demselben Körper. Er war untergegangen in der Korporation, die für ihn dachte und wollte. Und er war ein Mann, durfte sich selbst hoch achten und hatte eine Ehre, weil er dazugehörte! Ihn herausreißen, ihm einzeln etwas anhaben, das konnte keiner.“ (ebd., S. 22f.)

Exemplarisch zeigen sich bereits an diesen Passagen Stärken der literarischen im Vergleich mit gängigen sozialwissenschaftlicher Darstellungen:

1. Der Roman macht die Entstehung von Mentalitäten, Gefühlslagen Ängsten und subjektiven Handlungsalternativen aus lebensweltlichen Verstrickungen, familiären Prägungen und institutionellen Formungen heraus verständlich. Er *veranschaulicht*, dass geistige Haltungen und Wertekanons (hier zusammengesetzt aus Korpsgeist, Autoritätshörigkeit, Schneidigkeit usw.) in Institutionen wie Schule, Burschenschaft und Militär stets zusammen mit körperlichen Haltungen, Gesten und Erfahrungen erworben werden. Die Plastizität der Beschreibungen ermöglicht eine imaginäre Teilhabe des Lesers an der dargestellten Welt, so dass die Entstehung psychischer Dynamiken und körperlich-mentaler Haltungen im Akt des Lesens nach-, ja mitvollziehbar wird. Die literarische Vermittlung der sozialen Welt schlägt damit eine Brücke zwischen den Institutionen und den subjektiven Charakteren. Es wird *von innen* heraus verständlich, wie sich soziale Strukturen und institutionelle Gewaltverhältnisse im Erleben des Einzelnen auswirken, und wie dieser umgekehrt durch sein Handeln diese Strukturen und Verhältnisse trägt.²⁵ Die binären Gegensätze von Makro- und Mikroanalyse, von Struktur und Handeln, sind damit ebenso aufgehoben wie der Dualismus von naturalistischem und verstehendem Paradigma: behavioristische Beschreibung und Rekon-

struktion sozialen Sinns fallen zusammen. In der gleichsam lebenswarmen Beschreibung des Sichtbaren tritt der unartikulierte Sinn der sozialen Praxis an die Oberfläche.²⁶

2. Der satirische Tonfall irritiert den *common sense* und eröffnet neue Blickwinkel. Auch literarisches Schreiben ist selbstverständlich nicht vollkommen frei, sondern gebunden an Genres, (stilistische) Konventionen, narrative Muster sowie die Konfliktlinien und Machtverhältnisse des literarischen Feldes und die Position des Autors in diesem Feld, aber es muss sich nicht den vergleichsweise engen Repräsentationsformaten und einengenden Sprachkorsetts des wissenschaftlichen Feldes unterwerfen. Stilmittel und Strategien der Ironie, der Parodie oder der Übertreibung können eine spezifische Aufmerksamkeit dem gegenüber erzeugen, was von Erwartungen abweicht und sich gewohnten Strukturen verweigert: das Selbstverständliche der eigenen Kultur wird aktiv befremdet.

Weil literarische Konstruktionen des Sozialen nicht in gleichem Maße formalen Zwängen unterworfen sind wie wissenschaftliche Konstruktionen, und weil Literatur von ersten Dingen spricht, ohne dass man sie vollkommen ernst nehmen muss, kann sie seismographischer und damit sensibler für Themen und Entwicklungen sein, die die Wissenschaften aufgrund ihrer eigenen Optiken, Denkstile und Verzerrungen kaum mehr wahrnehmen. So hat, wie bereits Kuzmetsic und Mozetič (2002, S. 171ff.) betont haben, Heinrich Mann lange vor den sozialpsychologischen Studien zum „autoritären Sozialcharakter“ von Erich Fromm (1945) oder Theodor W. Adorno (1980) sinnlich dichte Beschreibungen jener sozialen Dynamiken und Institutionen geliefert, die die Herausbildung dieses Sozialcharakters forciert haben. Literatur kann den Sozialwissenschaften so zum einen helfen, ihre Beschreibungsmittel zu verfeinern, und zum anderen Anstöße für die systematische theoretisch-empirische Untersuchung neuer Fragestellungen geben.

6. Schluss – oder: Der Klang der Worte

In der Folge der durch den *linguistic turn* veranlassten Aufmerksamkeit für die Konstruktivität und Performativität des Erzählens und Schreibens haben sich im Rahmen des interpretativen Paradigmas der Sozialwissenschaften Kunst, Literatur und Wissenschaft in vielfältiger Weise (wieder) angenähert. Ein Ausweis davon sind beispielsweise Überlegungen zur „Kunst der Interpretation“ (Bude 2000). Die Voraussetzungen dieser Kunst werden einerseits in einem – der (erlernten) künstlerischen Intuition vergleichbaren – Spürsinn gesehen, der den Forscher dazu befähigt, unvorhergesehene Daten zu gewinnen, zu neuen Sichtweisen des Sozialen zu gelangen und Getrenntes zusammen zu denken (ebd., S. 569f.). Zum anderen manifestiert sich diese Annäherung in der Einsicht in die mediale Konstruktion jeder Wirklichkeitsdarstellung. Insbesondere in der Ethnographie hat diese Einsicht bereits in den 1970er Jahren zu einer „literarischen Wende“ (Fabian 1993, S. 344) geführt, in deren Folge die Rhetorik des Schreibens, Stilvarianten, Genres usw. in den Mittelpunkt der Diskussion über die Kunst der Repräsentation gerückt sind. Das entscheidende Problem ist

in dieser Perspektive weniger die richtige Wiedergabe von Wirklichkeit als deren Darstellung für ein Publikum. Mit der Erkenntnis, dass auch wissenschaftliches Schreiben eigene mimetische Wirklichkeiten erzeugt, deren Autorität keineswegs nur durch theoretische Blickwinkel, Kongruenz oder logische Beweisführung garantiert wird, sind seither auch wissenschaftliche Texte unter den Aspekten ihrer Gestaltung, des Stils und der Rhetorik analysiert worden:²⁷ Wie und mit welchen Machteffekten werden in der Praxis des Schreibens Wirklichkeiten erzeugt? Welche Interessen, Werte und Gefühle verstecken sich in unterschiedlichen Schreibstilen? Welche Techniken benutzen Autoren absichtlich oder unabsichtlich, um ihre Leser von ihren Darstellungen zu überzeugen?

Die Einsicht in die Gemachtheit jeder Wirklichkeitsdarstellung eröffnet nun auch die Möglichkeit, Stilmittel wie Metaphern, Allegorien oder bildhafte Ausdrücke *offensiv* und *reflektiert* einzusetzen, um den Lesern tiefere Einblicke in die dargestellten sozialen Welten zu gewähren. Anstatt Literatur und Wissenschaft gegeneinander auszuspielen, geht es darum, literarische Potentiale des Zeigens, Exemplifizierens und Fühlbarmachens, die aus der Perspektive der hegemonialen Normen nüchterner Wissenschaftlichkeit (wie Objektivität, begriffliche Klarheit, Widerspruchsfreiheit etc.) als unwissenschaftlich gelten, im Sinne wissenschaftlichen Landgewinns fruchtbar zu machen: entweder als Herausforderungen und Irritationen der eingefleischten Gewissheiten und Evidenzen des wissenschaftlichen Universums²⁸, oder als Beitrag zu einem besseren Verständnis allgemeiner Mechanismen über die lebendige Präsentation des Einzelalles.

Selbstverständlich lässt sich die Realität, der ein Sozialwissenschaftler nachgeht, wie Bourdieu (1999, S. 14) schreibt, „nicht auf die unmittelbaren Gegebenheiten der sinnlichen Erfahrung, in denen sie sich niederschlägt, verkürzen; sein Ziel ist nicht das Sichtbar- und Fühlbarmachen, vielmehr die Konstruktion von Systemen intelligibler Beziehungen, mit denen sich sinnliche Gegebenheiten erklären lassen.“ Aber das bedeutet nicht, dass man deshalb notwendig auf die das abendländische Denken zutiefst prägenden Gegensätze von Geistigem und Körperlichem, Intelligiblem und Sensiblen, Objektivem und Subjektivem zurückgeworfen wäre, die letztlich das Produkt einer sozialen Hierarchie von geistigen und körperlichen Tätigkeiten sind. In den hegemonialen Auffassungen ‚reiner‘ Wissenschaftlichkeit wird vergessen, dass es eine Art des Erkennens und Begreifens gibt, die vollkommen partikular ist, weil sie auf einem Verstehen des (sozialisierten) Körpers beruht. Zwar spielt dieses Verstehen in jedem Forschungsprozess eine Rolle, an dem der Forschende körperlich beteiligt ist; es bleibt jedoch weitgehend unerkannt und vor allem unreflektiert. Aufgrund der großen Affinität der institutionalisierten Wissenschaften zu Geist und Bewusstsein wird kaum darüber nachgedacht, wie die Wahrnehmungs- und Erkenntnispotentiale des Körpers in wissenschaftlicher Perspektive reflektiert und damit kontrolliert genutzt werden könnten. Diese Privilegierung von Geist und Bewusstsein schlägt sich auch im objektivistischen Ideal der Repräsentation von Wissen in abstrakten begrifflichen Ordnungen nieder. Wo es aber, wie im interpretativen Paradigma, auch darum geht, soziale Wirklichkeiten von innen her zu begreifen, bedeutet das Vernachlässigen der Verstehensfähigkeiten des sozialisierten Körpers einen Verzicht auf Erkenntnisgewinn vor allem im Hinblick auf die stummen Dimensionen des Sozialen. Dies betrifft die Beziehung des Forschenden zum Feld ebenso wie die im vorliegenden Beitrag zentrale Beziehung zwischen Werk und Leser. Wenn dessen körperlich-sinnliche Verste-

hensfähigkeiten durch den Text aktiviert und stimuliert werden anstatt ungenutzt brach liegen zu bleiben, kann dies sein Verständnis der (re-)präsentierten sozialen Prozesse entscheidend befördern: In „der Anschaulichkeit des Konkreten“ kann nicht nur „die Dialektik des determinierten Freiraums“ individuellen Handelns oder „die lebensweltliche Bedeutung des Strukturierten, Institutionalisierten, Objektivierten“ (Kuzmics/Mozetič 2003, S. 121) sichtbar werden.²⁹ Vielmehr können, indem der Körper des Lesers als Erkenntnismedium ins Spiel gebracht wird, auch Seiten der Empfindungswirklichkeit zur Geltung gebracht werden, die einem distanzierten Blick auf die Welt entgehen.

Wer z.B. etwas über die symbolische Gewalt von Bildungsinstitutionen erfahren und deren Mechanismen verstehen möchte, muss einen Eindruck davon gewinnen, wie ein Klassenzimmer aussieht und welche Atmosphäre es verströmt, wie es darin riecht und wie es klingt, wenn die Schüler zur Pause aus dem Klassenzimmer eilen oder ihre Stifte auf dem Papier schaben, wie die Akteure gestikulieren und wie sie sprechen. Ein solcher Eindruck kann womöglich besser als durch Fotografien oder Videoaufnahmen über den Klang der Worte vermittelt werden. Ein Beispiel dafür ist Loïc Wacquants (2003) (auto-)ethnographische Studie über den Erwerb eines boxerischen Habitus.³⁰

„Dem außenstehenden Beobachter“, heißt es hier, „entgeht mit aller Wahrscheinlichkeit die außergewöhnliche Sinnlichkeit der boxerischen Initiation. Die allmähliche Konversion zur Welt des Boxens und ihrer Einsätze findet unter Einbeziehung aller Sinne statt; um diese Behauptung zu untermauern, müsste jedoch die Gesamtheit der Gerüche und Geräusche wiedergegeben werden können – die Körperöle, die in die Nase steigen, die schweißdurchtränkte Luft, der Gestank der Gymnastikbank, der Ledergeruch der Handschuhe, der Rhythmus der Schläge, wobei jeder Sandsack sein eigenes Geräusch, jede Übung ihre eigene Kadenz und jeder Boxer seine eigene Art hat, die Punktbirne zum ‚Knallen‘ zu bringen; das Geräusch der Füße, die auf den Boden trommeln oder auf dem Ringbelag rutschen und quietschen; die Atemgeräusche und das Stöhnen, die Seufzer und charakteristischen Schreie der einzelnen Athleten und vor allem, die Verteilung der Körper und ihre Synchronisation (...). All dies bildet eine Art sensorisches Umfeld, das integraler Bestandteil der Erziehung des Boxlehrlings ist.“ (Wacquant 2003, S. 73f.)

Eine derart literarisch ambitionierte Sozialforschung erklärt die Literatur nicht zum „Feind“ (vgl. Bude 2000, S. 578), sondern macht sich ihre Stärken im Sinne soziologischer Aufklärung zunutze. Sie strebt nach Erkenntnisgewinn durch ein veranschaulichendes und damit zugleich deutendes *Übersetzen*, wobei ‚Übersetzen‘ in diesem Fall „nicht den Vorgang zwischen einer Sprache und einer anderen“ bezeichnet, sondern „zwischen etwas Nichtsprachlichem und einer Sprache, *in die* übersetzt werden muss“ (Rath 2006, S. 260; Hervorhebung im Original). Sprachlich wird das nicht eindeutig zu Fassende dann ‚supponiert‘ (vgl. ebd., S. 265): das sozialwissenschaftlich gerahmte und reflektierte, literarische Schreiben macht zuvor Unbemerkt**e** bemerkbar (vgl. auch Pazzini 2006, S. 230).

Sozialwissenschaftliche Reflexion auf das Schreiben heißt, die Position des Schreibenden als Akteur im Feld ebenso zu bedenken und transparent zu machen, wie die materielle, symbolische und soziale Situiertheit des Schreibens als Praxis, schließlich die soziale Bedingt- und damit Begrenztheit der beschwörenden Kraft der Worte in ihrer Beziehung zu den Habitus der Leser: Wie ein sichtbar und fühlbar machendes, performatives Schreiben ein persönliches Vertrautsein bzw. -werden des Autors mit der beschriebenen Realität voraussetzt, so muss sein publizierter Text auch im Leser auf einen Resonanzboden treffen.

Freilich stößt jede „Sprache (...) an die Grenze des Sagbaren, jenseits derer Phänomene nur mittels anderer Kommunikationsmedien artikuliert werden können“ (Hirschauer 2001, S. 447). In einem Interview über die Möglichkeiten der Bewusstwerdung und Veränderung von Habitus als den inkorporierten ‚Schaltstellen‘ für die ‚Anrufungen‘ durch unterschiedliche gesellschaftliche Mächte führt Bourdieu in diesem Sinne aus, er sei sehr skeptisch, ob Habitus aufgrund ihrer körperlichen Existenz überhaupt reflektiert werden könnten. Über die Sprache allein seien ihre Erkenntnis und Veränderung jedenfalls nicht möglich. Erforderlich sei vielmehr eine kollektive Arbeit des körperlichen Ver- und Umlernens. Die Soziologie, fährt er fort, müsse zu diesem Zweck körperlich werden, der Soziologie zu einer Art Sporttrainer.³¹

Bourdieu schlägt hier nichts anderes vor als ein *körperlich-praktisches* Erkennen der Grenzen und Spielräume der eigenen Kultur, die von den Subjekten als Habitus einverleibt wird. Darüber, wie diese Erkenntnisweise konkret in Gang gesetzt werden kann, sagt er jedoch nichts. Nach wie vor ist der Körper in der Soziologie primär ein *Objekt* wissenschaftlicher Erkenntnis. Die Überlegungen dazu, inwiefern und unter welchen Bedingungen er auch ein Erkenntnis-*subjekt* sein kann, stecken hingegen noch in den Kinderschuhen.³² Weiterführende Ansätze zu einer den Körper als Erkenntnissubjekt einbeziehenden Sozialforschung lassen sich eventuell in den Praktiken szenischen Spiels finden. Typische, d.h. über das einzelne Individuum hinausweisende Gesten und Haltungen, wie z.B. diejenigen von Lehrern und Schülern, können hier spielerisch gezeigt, erprobt und kommentiert werden. Bertolt Brechts ausdrücklich als soziologisches Experimentieren gedachte (Lehrstück-)Praxis des Gestus³³ wäre dann in bildungs- wie in erkenntnistheoretischer Perspektive ein geeignetes Supplement der Bourdieuschen Habitus-theorie (vgl. ansatzweise Nitsch/Scheller 1997; Alkemeyer 2006). Aber das ist ein anderes Thema, zu behandeln in einem weiteren Beitrag.

Anmerkungen

- 1 Allein aus Gründen der besseren Lesbarkeit wird hier wie im Folgenden die männliche Form gebraucht.
- 2 Zu ersten Ergebnissen dieser Forschungen vgl. Alkemeyer 2006.
- 3 Innerhalb des qualitativen Paradigmas der Sozialforschung lassen sich verschiedene Etappen und Formen des Schreibens unterscheiden: Dem Schreiben für ein Publikum geht bspw. das Anfertigen von Feldnotizen oder das Zu-Wort-Kommen-Lassen der Forschungssubjekte voraus (vgl. Matt 2000).
- 4 Vgl. ausführlicher Alkemeyer 2003a, S. 2778ff.
- 5 Das in den Kulturwissenschaften seit den 1980er Jahren geflügelte Wort „writing culture“ (Clifford/Marcus 1986) meint entsprechend „die schreibende ‚Fabrikation von Kultur‘“ (Kaschuba 1999, S. 249). In der Ethnologie bezeichnet z.B. der Begriff des *Othering* die Einsicht darin, „daß die Anderen nicht einfach gegeben sind, auch nicht einfach gefunden oder angetroffen“, sondern dass sie ebenso wie das Eigene „gemacht“ werden (Fabian 1993, S. 337; Hervorhebung im Original). Ebenso Matt (2000, S. 581): „Die Darstellung von Wirklichkeit ist immer zugleich eine Konstruktion von Wirklichkeit“.
- 6 Literatur verfügt allein im Rahmen eines interpretativen Paradigmas über einen sozialwissenschaftlichen Erkenntniswert, nicht jedoch im Zusammenhang eines metho-

- dologischen Naturalismus, dem es auf exakte Messungen im Bereich der Empirie sowie auf allgemeine Gesetzaussagen im Bereich der Theorie ankommt.
- 7 Die Formen und Verfahren der schreibenden (Re-)Konstruktion des Forschungsgegenstandes, die sozialen Konventionen der jeweiligen Wissensgemeinschaften und die epistemologischen Annahmen, die das Präsentieren von Daten, Erklärungen und Theorien anleiten und bedingen, werden demgegenüber vernachlässigt.
 - 8 Zur Abhängigkeit wissenschaftlicher Darstellungspraktiken vom jeweiligen Publikum vgl. auch Amann 1997. Aktuelle literatur- und kulturwissenschaftliche Debatten, von denen auch die Sozialwissenschaften im Hinblick auf ihre Selbstreflexion profitieren könnten, drehen sich u.a. um die Konstruktivität, die Performativität und die Machteffekte von Erzählformen sowie um die Möglichkeiten, diese zu thematisieren, zu denaturalisieren und zu dekonstruieren. Zu diesen Debatten vgl. z.B. Culler 1994; Wirth 2002; Friedman 2003.
 - 9 Hella Beister gebraucht in einer anderen Übersetzung statt „Triebfedern“ den Ausdruck „gleich gespannten Hebeln“ (s. Mauger 2005, S. 225).
 - 10 So kann das Setting eines Klassenzimmers mit seinen räumlichen Anordnungen, seinem Mobiliar, seinen Zeittakten etc. in entsprechend disponierten Schülern Gedanken und Empfindungen hervorrufen, die die Schüler von selbst in der schulischen Ordnung halten (vgl. ausführlicher Alkemeyer 2006).
 - 11 Zur „Durchsetzung“ und „Einprägung“ einer „kulturellen Willkür“ durch die „pädagogische Aktion“ vgl. Bourdieu/Passeron 1973, S. 13ff. Allerdings konzeptualisieren Bourdieu und Passeron diese Vorgänge hier (noch) allzu intentionalistisch und manipulationstheoretisch. Die Rede von Praktiken soll diese intentionalistischen Verkürzungen überwinden: Praktiken gehen nicht von einem autonomen intentionalen Subjekt aus, sondern entstehen situativ im Dazwischen von Akteuren und ihrer jeweiligen materiell-symbolischen Umgebung, d.h. innerhalb von Relationen mit ihren je besonderen Kräfte- und Gewaltverhältnissen. Zu den ‚Grundakkorden‘ praxistheoretischer Ansätze in den gegenwärtigen Kultur- und Sozialwissenschaften vgl. u.a. Schatzki 2001; Reckwitz 2003 und Hirschauer 2004.
 - 12 Vgl. besonders das Kapitel „Ortseffekte“ in Bourdieu 1997a, S. 159-167. Hier heißt es: „Ganz allgemein spielen die heimlichen Gebote und stillen Ordnungsrufe der Strukturen des angeeigneten Raums die Rolle eines Vermittlers, durch den sich die sozialen Strukturen sukzessiv in Denkstrukturen und Prädispositionen verwandeln“ (S. 162). Bourdieu zufolge werden soziale Strukturen in räumliche Strukturen verwandelt und derart naturalisiert. Ihre Inkorporierung erfolgt im Medium körperlicher Bewegungen (vgl. dazu Alkemeyer 2003b).
 - 13 Das Referendariat lässt sich mit dem Instrumentarium der Ethnographie als ein körperlich-mentaler Trainingsprozess beobachten, in dem zusammen mit ‚lehrertypischen‘ Haltungen und Gesten eine besondere Weltsicht, ein spezifischer Blick auf die Schülerinnen und Schüler, ausgebildet wird.
 - 14 „Von symbolischer Herrschaft oder Gewalt sprechen heißt davon sprechen, daß der Beherrschte, von einem subversiven Aufruhr abgesehen, der zur Umkehrung der Wahrnehmungs- und Bewertungskategorien führt, dazu tendiert, sich selbst gegenüber den herrschenden Standpunkt einzunehmen.“ (Bourdieu 2005, S. 202)
 - 15 Die Entstehung der Kunst-Autonomie ist historisch und soziologisch rekonstruierbar. Eine solche Rekonstruktion steht der Aufmerksamkeit für die formalen Merkmale von Kunst, für ihre spezifische Ästhetik und ihre besonderen erkenntnistheoretischen Potentiale nicht entgegen; vielmehr ist das eine ohne das andere nicht zu denken: Kunst erlangt Autonomie, indem sie eigene Formen und Erkenntnismöglichkeiten ausprägt (vgl. Bourdieu 1999; vgl. auch Casale 2006, S. 26).
 - 16 Diese Auffassung der Konstitution von Sinn in der Wechselwirkung von Buch und Leser entspricht der Konzeptualisierung des Sinns von Gesten durch Georg H. Mead: Mead zufolge wird eine Geste dann zu einem signifikanten Symbol, sie erlangt also dann einen Sinn, wenn sie vom anderen praktisch verstehend aufgegriffen wird (vgl. Mead 1995 [1934], Teil II: Geist, S. 81-176). Entsprechend schreibt Bourdieu (1979, S. 146) „der Sinn einer Information (finde, TA) niemals – es sei denn für den Gelehrten oder den Ästheten – in sich selbst ihre Bestimmung“, sondern sei „definitiv nichts anderes (...) als die Gesamtheit der Handlungen, die sie auslöst“.

- 17 Diese Beschränkung bedeutet keineswegs, dass nicht auch nicht-realistische Darstellungen zur Erkenntnis des Realen beitragen können.
- 18 Mustergültig dafür: Sigmund Freuds (1914) szenische ‚Lektüre der Gesten‘ in seiner Schrift über den *Moses des Michelangelo* (vgl. auch Weigel 2004, S. 23ff.).
- 19 Ähnliche Prozesse rekonstruiert Casale (2006) im Verhältnis von Pädagogik und Literatur: Während im 16. und 17. Jahrhundert vor allem in Frankreich und Italien eine klare Trennung beider Bereiche noch nicht möglich war, da mit literarischen Texten vornehmlich „pädagogische bzw. zivilisatorische Zwecke“ (ebd., S. 21) verfolgt wurden, kam es im 18. und 19. Jahrhundert zu einer Entmischung im Sinne einer ‚Entliterarisierung‘ einer sich zunehmend als rationale Wissenschaft verstehenden Pädagogik einerseits und einer ‚Entpädagogisierung‘ der Literatur andererseits (vgl. ebd., S. 22ff.).
- 20 Allerdings gab es erhebliche nationale Unterschiede. So bildeten die – Impulse der Lebensphilosophie aufnehmenden und weiterentwickelnden – Sozialwissenschaften in Deutschland eine weniger „scharfumrissene Disziplinergestalt“ aus als in Frankreich und gehörten hier nicht im gleichen Maße „zum anerkannten Bestandteil des gesellschaftlichen common sense“ wie in England. (Lepenes 2002, S. XVII) Zum „zweifache(n) Abgrenzungskampf“ der Soziologie sowohl „gegenüber jenen neuen Fächern“ wie der Biologie und der Psychologie, „die sich selbst als ‚Wissenschaft vom Menschen‘ verstehen“, als auch „gegen alle ‚literarischen‘ Deutungen menschlichen Handelns“, vgl. auch Egger u.a. 2000, S. 137.
- 21 Die Diagnose, Körper, Sinne und Gefühle würden in den Zentren der Soziologie ein Schattendasein fristen, trifft selbst dann noch zu, wenn sich seit einigen Jahren, ausgehend von der Peripherie, eine Neubewertung dieser Dimensionen sozialer Praxis abzeichnet (zur Körpersoziologie vgl. u.a. Gugutzer 2004 und 2006; Klein 2004; Schroer 2005; zur Soziologie der Emotionen Flam 2002): zwar existiert eine Vielzahl von Forschungen zur Formung, Diskursivierung, Technisierung, Zivilisierung oder Disziplinierung des Körpers, theoretisch-empirische Perspektiven, die den Körper als aktiven Träger, Vollzugsmedium und Produzenten sozialer Ordnungen analysieren, sind jedoch noch immer unterentwickelt (so auch Meuser 2006).
- 22 Unter Exemplifikation versteht Goodman (1995, S. 59ff.) eine besondere Weise des Bezugnehmens, die sich dadurch auszeichnet, dass das Bezug nehmende Werk als Symbol für Eigenschaften fungiert, die es entweder wörtlich oder metaphorisch besitzt: „Exemplifikation ist Besitz plus Bezugnahme“ (ebd., S. 60).
- 23 Ein ähnlicher Gedanke wird von Neumann und Warning (2003) ausgeführt: In literarischen „Transgressionen“ von Grenzen (z.B. als Übertretungen von Normen oder Darstellungskonventionen) zeige sich die prozessuale Logik der (Re-)Produktion von Kultur überhaupt.
- 24 Die Neuteutonen verzehrten sich förmlich vor Ehrfurcht vor den Sitten und Bräuchen des – wenn möglich gar mit dem Offiziersrang gepaarten – Geburtsadels, und versuchten dessen Auftreten zu imitieren, um Distinktionsgewinne einzustreichen und im Machtsystem aufzusteigen.
- 25 Zum Gewähren von Einblicken „in das Erleben symbolischer Gewaltverhältnisse“ durch literarische Darstellungen vgl. auch den Beitrag von Markus Rieger-Ladich in diesem Heft.
- 26 Zu berücksichtigen ist dabei, dass Realismus eine gesellschaftliche und geschichtliche Konstruktion ist: „Jede Zeit hat ihren eigenen Realismus.“ (Brown 1994, S. 126) Wer im Werk Heinrich Manns *Lebenstreue* spürt, muss sie nicht unbedingt auch, sagen wir, bei T.C. Boyle finden – und umgekehrt. Realismus ist stets Realismus für bestimmte Milieus, konstruiert von einem bestimmten Standpunkt in einer bestimmten Perspektive mittels je spezifischer rhetorischer (Stil-)Mittel.
- 27 Zur Bedeutung mimetischer Prozesse in der sozialen Welt vgl. Gebauer/Wulf 1998. Flick (2005, S. 53ff.) hat das Mimesis-Konzept Gebauers und Wulfs für die qualitative Sozialforschung fruchtbar gemacht: In Anlehnung an Ricœur (1971, 1981) unterscheidet er für eine textbasierte Sozialwissenschaft drei Formen von Mimesis: Mimesis₁ als Vor-Konstruktion und Vor-Verständnis menschlichen Handelns, von sozialen wie natürlichen Ereignissen; Mimesis₂ als die auf diesen Vor-Konstruktionen aufbauende, (re-) konstruierende und (re-) interpretierende Verarbeitung von Handlungen und Er-

- fahrungen der sozialen und natürlichen Welt in unterschiedlichen Textgattungen; schließlich Mimesis₃ als die interpretierende Rezeption dieser Texte durch ein Publikum, d.h. „als Schnittstelle zwischen der Welt des Textes und der Welt des Hörers oder Lesers“ (Ricoeur 1981, S. 26). Mimesis beinhaltet damit „den Gang vom Vorverständnis über den Text zur Interpretation. Der Prozess wird im Akt der Konstruktion und der Interpretation wie im Akt des Verstehens vollzogen“ (Flick 2005, S. 61).
- 28 Diese Leistung von Literatur stellt Casale (2006) heraus.
- 29 Die gesellschaftliche Brisanz oder die Struktureigentümlichkeiten sozialer Konstellationen können von literarischen Darstellungen nicht nur inhaltlich sondern auch durch formale Kompositionsprinzipien eingefangen werden. So verdichtet der moderne Roman, wie Bachtin (1979) gezeigt hat, die Mehrperspektivität moderner Gesellschaften durch seine Dialogizität, die künstlerische Orchestrierung einer Vielfalt von Stimmen.
- 30 Zurecht kann an dieser Studie über das Erlernen des Boxens Einiges kritisiert werden, z.B. das going native ihres Autors und die Beglaubigung seiner Darstellungen durch Zeugenschaft, oder die Tatsache, dass Wacquants Beschreibungen der an sich selbst im Laufe seiner ‚Boxerwerdung‘ beobachteten körperlichen und psychischen Veränderungen immer schon durch das Begriffsvokabular Bourdieus gefiltert sind. Hier kommt es mir jedoch ausschließlich auf die sinnliche Intensität bzw. Eindringlichkeit der Beschreibungen an, ohne die dem Leser die von Wacquant rekonstruierte Entstehung eines boxerischen Habitus unverständlich bliebe.
- 31 „Les dispositions peuvent se transformer mais par un travail, et non par un miracle instantané, comme on le voudrait; et un travail souvent collectif, une sorte de rééducation [...] – *Cela veut-il dire que le sociologue tiendrait là rôle de maître de sport?* – Oui, un petit peu, c’est celui qui voit et qui essaie d’analyser“ (Bourdieu 2003, S. 76).
- 32 Ansätze finden sich bspw. bei de Garis (1999) und bei Wacquant (2003). Letzterer schreibt, motiviert durch die Erfahrungen seiner körperlichen wie mentalen Veränderungen beim Erlernen des Boxens: „das Bedürfnis, eine transformierende Erfahrung vollständig zu verstehen und zu bewältigen, die ich weder gewollt noch vorausgesehen hatte und die mir lange Zeit unzugänglich und unklar geblieben war, hat mich dazu veranlasst, die Notwendigkeit einer Soziologie zu thematisieren, die sich nicht allein auf den Körper als *Objekt* bezieht, sondern vom Körper als Untersuchungsinstrument und Vektor der Erkenntnis *ausgeht*“ (ebd., S. 270; Hervorhebungen im Original). Zu einer „leib- und körpergebundenen Erkenntnistheorie“ vgl. auch Gugutzer 2006, S. 35ff.
- 33 Der Gestus im Sinne Brechts verkörpert Übergreifendes, Überindividuelles; es ist ein sozialer Gestus, in den stets Anteile einer kollektiven Geschichte eingehen: die Gesten und Haltungen von sozialen Gruppen, Klassen oder politischen Bewegungen haben, so Brecht, eine „soziologische Tragfläche“ (zitiert bei Steinweg 2005, S. 66). Zugleich sei der Gestus, so Brecht an anderer Stelle, „auf eine neue und aufregende Art am Denken beteiligt, die Wendung des Kopfes auf die Seite, die Handbewegung, die Kinnstellung, ein kleines Kauen, das ist nicht nur anlässlich des Denkens, sondern Denken selber“ (zitiert ebd., Fußnote 15, S. 62). Zum Lehrstück als soziologisches Experiment vgl. auch Steinweg 1972, S. 174ff.

Literatur

- Adorno, Th. W. (1980): Studien zum autoritären Charakter. Frankfurt/M.
- Alkemeyer, Th. (2003a): Semiotische Aspekte der Soziologie: Soziosemiotik. In: Posner, R./Robering, K./Sebeok, Th. A. (Hrsg.): Semiotik, Semiotics. Ein Handbuch zu den Zeichentheoretischen Grundlagen von Natur und Kultur. Berlin, New York, S. 2757-2846.

- Alkemeyer, Th. (2003b): *Bewegen als Kulturtechnik*. In: *Neue Sammlung*, 43. Jg., H. 3., S. 347-357.
- Alkemeyer, Th. (2006): *Lernen und seine Körper. Habitusformungen und -umformungen in Bildungspraktiken*. In: Friebertshäuser, B./Rieger-Ladich, M./Wigger, L. (Hrsg.): *Reflexive Erziehungswissenschaft. Forschungsperspektiven im Anschluss an Pierre Bourdieu*. Wiesbaden, S. 119-142.
- Amann, K. (1997): *Ethnographie jenseits von Kulturdeutung. Über Geigespielen und Molekularbiologie*. In: Hirschauer, St./Amann, K. (Hrsg.): *Die Befremdung der eigenen Kultur. Zur ethnographischen Herausforderung soziologischer Empirie*. Frankfurt/M., S. 298-330.
- Bachtin, M. (1979): *Die Ästhetik des Wortes*. Frankfurt/M.
- Berg, E./Fuchs, M. (Hrsg.) (1993): *Kultur, soziale Praxis, Text. Die Krise der ethnographischen Repräsentation*. Frankfurt/M.
- Bourdieu, P. (1979): *Entwurf einer Theorie der Praxis*. Frankfurt/M.
- Bourdieu, P. (1997a): *Das Elend der Welt: Zeugnisse und Diagnosen alltäglichen Leidens*. Konstanz.
- Bourdieu, P. (1997b): *Prekarität ist überall*. In: Ders. (2004): *Gegenfeuer. Wortmeldungen im Dienste des Widerstands gegen die neoliberale Invasion*. Konstanz, S. 96-102.
- Bourdieu, P. (1999): *Die Regeln der Kunst. Genese und Struktur des literarischen Feldes*. Frankfurt/M.
- Bourdieu, P. (2001): *Meditationen. Zur Kritik der scholastischen Vernunft*, Frankfurt/M.
- Bourdieu, P. (2003): *À propos de La Domination masculine*. In: *Agone*, 28, S. 73-86.
- Bourdieu, P. (2005): *Die männliche Herrschaft*. Frankfurt/M.
- Bourdieu, P./Passeron, J.-C. (1973): *Grundlagen einer Theorie der symbolischen Gewalt*. Frankfurt/M.
- Brown, R. H. (1994): *Realismus und Macht in ästhetischen Darstellungen*. In: Wulf, Ch. u.a. (Hrsg.): *Ethik der Ästhetik*. Berlin, S. 123-137.
- Bude, H. (2000): *Die Kunst der Interpretation*. In: Flick, U./von Kardorff, E./Steinke, I. (Hrsg.): *Qualitative Forschung. Ein Handbuch*. Reinbek, S. 569-578.
- Casale, R. (2005): *Unverständliche Geschichten. Bemerkungen über das Verhältnis der Pädagogik zur Literatur*. In: Koller, H.-Ch./Rieger-Ladich, M. (Hrsg.): *Grenzgänge. Pädagogische Lektüren zeitgenössischer Romane*. Bielefeld, S. 19-34.
- Clifford, J./Marcus, G. E. (Eds.) (1986): *Writing Culture. The Poetics and Politics of Ethnography*. Berkeley, Los Angeles, London.
- Culler, J. (1994): *Dekonstruktion. Derrida und die poststrukturalistische Literaturtheorie*. Reinbek.
- de Garis, L. (1979): *Experiments in Pro Wrestling: Toward a Performative and Seasuous Sport Ethnography*. In: *Sociology of Sport Journal* 16, S. 65-74.
- Egger, St./Pfeuffer, A./Schultheis, F. (2000): *Vom Habitus zum Feld. Religion, Soziologie und die Spuren Max Webers bei Pierre Bourdieu*. In: Bourdieu, P.: *Das religiöse Feld. Texte zur Ökonomie des Heilsgeschehens*. Konstanz, S. 131-176.
- Fabian, J. (1993): *Präsenz und Repräsentation. Die Anderen und das anthropologische Schreiben*. In: Berg, E./Fuchs, M. (Hrsg.): *Kultur, soziale Praxis, Text. Die Krise der ethnographischen Repräsentation*. Frankfurt/M., S. 335-364.
- Flam, H. (2002): *Soziologie der Emotionen*. Konstanz.
- Flaubert, G. (1977): *Briefe*. Herausgegeben und übersetzt von Helmut Scheffel. Zürich.
- Flick, U. (2005): *Qualitative Forschung. Eine Einführung*.
- Freud, S. (1914): *Der Moses des Michelangelo*. In: Ders. (2000): *Studienausgabe, Bd. X*. Frankfurt/M., S. 196-222.
- Friedman, S. S. (2003): *Das Sprechen über Grenzen, Hybridität und Performativität. Kulturtheorie und Identität in den Zwischenräumen der Differenz*. In: *Mittelweg* 36, 5/2003, S. 34-52.
- Fromm, E. (1945): *Die Furcht vor der Freiheit*. Zürich.
- Gebauer, G./Wulf, Ch. (1998): *Ritual - Spiel - Geste. Mimetisches Handeln in der sozialen Welt*. Reinbek.

- Geertz, C. (1994): Dichte Beschreibung. Beiträge zum Verstehen kultureller Systeme. Frankfurt/M.
- Goodman, N. (1995): Weisen der Welterzeugung. Frankfurt/M.
- Gugutzer, R. (2004): Soziologie des Körpers. Bielefeld.
- Gugutzer, R. (2006): Der body turn in der Soziologie. Eine programmatische Einführung. In: Ders. (Hrsg.): body turn. Perspektiven der Soziologie des Körpers und des Sports. Bielefeld, S. 9-53.
- Hirschauer, St. (2001): Ethnografisches Schreiben und die Schweigsamkeit des Sozialen. Zu einer Methodologie der Beschreibung. In: Zeitschrift für Soziologie, Jg. 30, H. 6, S. 429-451.
- Hirschauer, St. (2004): Praktiken und ihre Körper. Über materielle Partizipanden des Tuns. In: Hörning, K.-H./Reuter, J. (Hrsg.) (2004): Doing Culture. Neue Positionen zum Verhältnis von Kultur und sozialer Praxis. Bielefeld, S. 73-91.
- Huber, A. (2001): Die Angst des Wissenschaftlers vor der Ästhetik. Zu Jo Reichertz: Zur Gültigkeit von Qualitativer Sozialforschung [34 Absätze]. In: Forum Qualitative Sozialforschung/Forum Qualitative Social Research (Online-Journal), 2 (2). Verfügbar über: <http://www.qualitative-research.net/fqs-texte/2-01/2-01huber-d.htm> [Zugriff: 4. Nov. 2006].
- Kaschuba, W. (1999): Einführung in die Europäische Ethnologie. München.
- Klein, G. (Hrsg.) (2004): Bewegung. Sozial- und kulturwissenschaftliche Konzepte: Bielefeld.
- Krais, B./Gebauer, G. (2002): Habitus. Bielefeld.
- Kuzmics, H./Mozetič, G. (2003): Literatur als Soziologie. Zum Verhältnis von literarischer und gesellschaftlicher Wirklichkeit. Konstanz.
- Lepenies, W. (2002): Die drei Kulturen. Soziologie zwischen Literatur und Wissenschaft. Frankfurt/M.
- Lukacs, G. (1963): Die Eigenart des Ästhetischen. Ästhetik Teil I in 2 Halbbänden. Neuwied/Berlin, (= Ders.: Werke 11, 12).
- Mann, H. (1914): Der Untertan. Frankfurt/M. (1997).
- Martinez, M./Scheffel, M. (2003): Einführung in die Erzähltheorie. München, 4. Aufl.
- Matt, E. (2000): Darstellung qualitativer Forschung. In: Flick, U./von Kardorff, E./Steinke, I. (Hrsg.): Qualitative Forschung. Ein Handbuch. Reinbek, S. 578-587.
- Mauger, G. (2005): Über symbolische Gewalt. In: Collio-Thélène Ch./François, E./Gebauer G. (Hrsg.): Pierre Bourdieu: Deutsch-Französische Perspektiven. Frankfurt/M., S. 208-230.
- Mead, G.H. [1934] (1995): Geist, Identität und Gesellschaft aus der Sicht des Sozialbehaviorismus. 10. Auflage, Frankfurt/M.
- Meuser, M. (2006): Körper-Handeln. Überlegungen zu einer praxeologischen Soziologie des Körpers. In: Gugutzer, G. (Hrsg.): body turn. Perspektiven der Soziologie des Körpers und des Sports. Bielefeld, S. 95-118.
- Mitterand, H. (1990): Vorwort zu Emile Zola: Frankreich. Mosaik einer Gesellschaft. Unveröffentlichte Skizzen und Studien. Herausgegeben und kommentiert v. H. Mitterand. Wien, Darmstadt.
- Neckel, S. (2000): Unterlegenheit. In: Ders.: Die Macht der Unterscheidung. Essays zur Kultursoziologie der modernen Gesellschaft. Frankfurt, New York, S. 185-205.
- Neumann, G./Warning, R. (Hrsg.) (2003): Transgressionen. Literatur als Ethnographie. Freiburg.
- Nitsch, W./Scheller, I. (1997): Forschendes Lernen mit Mitteln des szenischen Spiels als aktivierende Sozial- und Bildungsforschung. In: Friebertshäuser, B./Prenzel, A. (Hrsg.): Handbuch Qualitative Forschungsmethoden in der Erziehungswissenschaft. Weinheim, München, S. 704-710.
- Oswald, H. (2004): Demütigungen und Statuskämpfe auf einer Klassenreise. In: sozialer sinn. Zeitschrift für hermeneutische Kulturforschung, H. 3, S. 313-333.
- Pazzini, K.-J. (2006): Das Undarstellbare des analytischen Prozesses macht erfinderisch – möglicherweise. In: Jankowiak, T./Pazzini, K.-J./Rath, C.-D. (Hrsg.): Von Freud und

- Lacan aus: Literatur, Medien, Übersetzen. Zur „Rücksicht auf Darstellbarkeit in der Psychoanalyse. Bielefeld, S. 227-244.
- Peter, L. (2004): Pierre Bourdieus Theorie symbolischer Gewalt. In: Steinrücke, M. (Hrsg.): Pierre Bourdieu. Politisches Forschen, Denken und Eingreifen. Hamburg, S. 48-73.
- Rath, C.-D. (2006): Erschließen und Übersetzen in der Psychoanalyse. In: Jankowiak, T./Pazzini, K.-J./Rath, C.-D. (Hrsg.): Von Freud und Lacan aus: Literatur, Medien, Übersetzen. Zur „Rücksicht auf Darstellbarkeit in der Psychoanalyse. Bielefeld. S. 255-273.
- Reckwitz, A. (2003): Grundelemente einer Theorie sozialer Praktiken. Eine sozialtheoretische Perspektive. In: Zeitschrift für Soziologie, Jg. 32, H. 4, S. 282-301.
- Ricœur, P. (1971): Der Text als Modell: hermeneutisches Verstehen. In: Bühl, W. (Hrsg.): Verstehende Soziologie. Grundzüge und Entwicklungstendenzen. München, S. 253-283.
- Ricœur, P. (1981): Mimesis and Representation. In: Annals of Scholarship (2), S. 15-32.
- Rorty, R. (Hrsg.) (1967): The Linguistic Turn. Essays in Philosophical Method. Chicago, London.
- Schatzki, Th./Knorr-Cetina, K./von Savigny, E. (Hrsg.) (2001): The Practice Turn in Contemporary Theory. London, New York.
- Schroer, M. (2005): Soziologie des Körpers. Frankfurt/M.
- Steinrücke, M. (1988): Notiz zum Begriff des Habitus bei Pierre Bourdieu. In: Das Argument 167, S. 92-95.
- Steinweg, R. (1972): Das Lehrstück. Brechts Theorie einer politisch-ästhetischen Erziehung. Stuttgart.
- Steinweg, R. (2005): Lehrstück und episches Theater. Brechts Theorie und die theaterpädagogische Praxis. Frankfurt/M., 2. Aufl.
- Wacquant, L. (2003): Leben für den Ring. Konstanz.
- Weigel, S. (2004): Literatur als Voraussetzung der Kulturgeschichte. Schauplätze von Shakespeare bis Benjamin. München.
- Wirth, U. (Hrsg.) (2002): Performanz. Zwischen Sprachphilosophie und Kulturwissenschaften. Frankfurt/M.
- Wolff, St. (1987): Rapport und Report. Über einige Probleme bei der Erstellung plausibler ethnographischer Texte. In: Ohe, W. von der (Hrsg.): Kulturanthropologie. Beiträge zum Neubeginn einer Disziplin. Berlin, S. 333-364.